

Nr. 211. Bromberg, den 15. September 1931.

Herkules am Scheidewege.

Sport-Roman von Ralf Jasper.

I.

Die Hände in die Taschen seines Smokings vergraben, den Kopf im Nacken, bot Eppo Wyngarthen mit seiner blonden, vom Abendwind zerzausten Haarfahne einen Anblick, der eigentlich wenig zu der Landschaft zwischen Nil und Sphinx paßte.

Aber was paßte denn hier zueinander! — Etwa die elektrische Straßenbahn zu den gravitätischen Kamelsilhouetten, die ab und zu das Stöhnen von Magenleidenden von sich gaben? Oder das geschäftige Vorbeihuschen grell aufleuchtender Luxusautomobile zu der beharrlichen Massigkeit der langsam aus der Erde wachsenden Pyramiden? —

Eppo wollte im Schutze der Dunkelheit versuchen, endlich einmal etwas von den Mysterien Ägyptens zu erhaschen.

Was er bis jetzt von Kairo kennengelernt hatte, war ein Hexensabbat von wehmütig kreischenden Andenkenverkäufern, Backschisch pressenden Esel- und Kameltreibern, wild gestikulierenden Photographen und handeltreibenden Kletten, die alles — vom echten Skarabäus aus Gablonz bis zu ihrer weiblichen Verwandtschaft — zum Kauf anboten.

Wenn etwas an der tausendjährigen Sphinx wirklich rätselhaft war, so war es die Engelsgeduld, mit der sie sich das alles ruhig mit ansah, ohne mit einer ihrer gigantischen frisch ausgebaggerten Pratzen dazwischen zu schlagen! —

Um all diesen Nebenerscheinungen zu entgehen, hatte Eppo mit der ungebrochenen Unternehmungslust seiner neunzehn Jahre beschlossen, sich nachts an die heiligen Stätten heranzuschleichen, auf denen tagsüber lärmende Herden der Reisebureaus weideten. Robby, der um vieles ältere und weisere Bruder, hatte ihn zwar ausgelacht und ihn gefragt, ob er es vorziehe, in der Dunkelheit alle fünf Schritt in eine der Sandgruben zu fallen, die von mumiengierigen Ägyptologen liebevoll ausgebuddelt waren. Aber Eppo war doch gegangen. — Schon wegen des Mondes. — Ja, der Mond — mit dem schien es hier eine eigenartige Bewandtnis zu haben

Eppo mußte an einen Tango denken, den er gestern in Heliopolis getanzt hatte. — Zwei große, schwarze Augen hatten darum gebeten. Er hatte sofort Kontakt gehabt mit diesem schlanken, schwebenden Körper, der dem leisesten Gedanken gehorchte, mit diesem seltsamen, schweren Duft von Jasmin, mit dieser weichen, warmen Frauenstimme.

Und diese Stimme hatte merkwürdige Dinge gesprochen. — Von dem Mond Ägyptens, der jede Nacht zu einer anderen Stunde aufging — man wisse nie wann. Und wer auf der Straße nach Gizeh schritte und ihn sähe, der wäre ein Glückskind. — Unsinn! Warum sollte man ihn ausgerechnet hier nicht sehen? Einmal mußte er doch — — —

Eppo kniff die Augen zusammen. — Woher kam nur plötzlich diese Helligkeit? Der Mond schien doch tatsächlich nicht. Woher, zum Teufel, also nahm dieses kuriose Land das Recht, plötzlich so hell zu sein?

Er dachte angestrengt nach — Nordlicht? — Gab es doch hier nicht!

Plötzlich drang ein feines Ticken an sein Ohr — und da wußte er mit einem Male, woher das Licht stammte. So tickten nur die Ventile eines jener fabelhaften Wagen, die hier zu Dutzenden herumfuhren und deren märchenhaft elegante Aufmachung ihn jedesmal glauben ließ, König Fuad in eigener Person sitze darin.

Ein solcher Wagen mußte hinter ihm herfahren, und die rätselhafte Beleuchtung rührte natürlich von dessen Scheinwerfern her.

Aber wie in aller Welt kam König Fuad oder wer es sonst war, dazu, langsam hinter ihm herzufahren? Warum sauste er nicht im Hundertzwanzig-Kilometer-Tempo an ihm vorbei?

Eppo blieb plötzlich stehen, ohne sich umzudrehen.

Was wohl jetzt geschehen würde? Ganz deutlich hörte er nun das Ticken, begleitet von einem leisen vibrierenden Zischen. Jetzt kam das gedämpfte Mahlen einer Bremse hinzu. — Aha — man hielt also an.

Als er sich umwandte, sah er in das beißende Licht der Scheinwerfer. Er bedeckte die Augen und erwartete ein wenig gespannt und erregt die Aufklärung dieses geheimnisvollen, nächtlichen Wüstenspuks.

Aus der Stille, in der nur das leise Saugen der Ventile zu hören war, kam plötzlich eine weiche Stimme.

„Sie suchen wohl den Mond, mein blonder Herr?"

Eppo hörte den leisen Spott dieser Stimme, die ihm so seltsam bekannt vorkam. Er würde dieser Stimme nie zugeben, daß er den Mond suchte.

„Nein. Ich suche ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht", sagte er kühn und wußte nicht, daß dieses Märchen schon begonnen hatte.

„Hier werden Sie es nicht finden", kam die weiche Stimme zurück. „Aber wenn Sie sehr artig sind und ganz still halten — — —"

„Ich werde äußerst stillhalten", antwortete Eppo schnell und war bereit, alles zu erleben. Selbst ein Märchen.

Jetzt hörte er Schritte hinter sich, die von einem sehr kleinen Pantöffelchen stammen mußten, und es wurde plötzlich dunkel vor seinen Augen, denn zwei Hände, die sicher sehr zierlich und weich waren und nach Jasmin dufteten, banden ein Tuch über seine Augen, das noch stärker nach Jasmin duftete. Und dann wurde er ein paar Schritte rückwärts geführt, bis er neben sich das leise verhaltene Fauchen

des fürchterlichen Drachen hörte, der sicherlich ein achtzylindriger Benzindrache war — erklomm seinen Rücken und versank in ein weiches Polster. Dann gab das Untier ein tiefes heiseres Brummen von sich, brüllte laut auf, drehte sich spontan um und schoß in einem mächtigen Satz davon.

Eppo sah die Palmen nicht vorbeirasen, aber er wußte, jetzt machte das Ungeheuer sicherlich seine hundertzwanzig Kilometer!

Eppo sah auch nicht, wie die Pyramiden kläglich zusammenschrumpften und plötzlich vom Erdboden verschluckt wurden. Die Pyramiden, deren Mysterien er hatte belauschen wollen.

„Bitte, laß mir noch die Binde", sagte Eppo, als er fühlte, wie die beiden Hände an seinem Hinterkopf nestelten.

Er saß jetzt auf einem sehr niedrigen Diwan in einem Raum, der mit einem merkwürdigen Räucherduft erfüllt war. Neben sich spürte er mit allen Sinnen den Körper der Frau, deren etwas erstaunte Stimme fragte:

„Warum willst du nicht sehen? Hast du Angst, ich bin so häßlich? So nimm doch das dumme Tuch ab. Ich weiß, was du fürchtest. Du hast keine Angst, wenn man dir nachts auf der Landstraße die Augen verbindet — du weißt nicht, wer es tut und wohin man dich führt — du fürchtest keinen Überfall, aber du fürchtest — die Wirklichkeit. Du zitterst davor, jetzt plötzlich eine moderne Tapete zu sehen und ein Klavier und eine Dame mit hohen Absätzen, Crêpe-de-Chine-Kleid und ausrasierten — — —"

„Hören Sie auf", schrie Eppo ängstlich, als ob ihm eine sehr schöne Musik verloren ginge.

Sie schwieg betreten. Nach einer Weile fragte sie traurig:

„Warum sagst du jetzt Sie zu mir?" Und dann als Eppo schwieg: „Wie kann ich dir den Mond zeigen, wenn du nicht sehen willst?"

„Wo ist der Mond?" rief Eppo und riß sich die Binde von den Augen. „Oh — — —verzeih mir", sagte er dann ganz leise, denn was er sah, war so, daß er sich seiner überheblichen Phantasie schämte.

Er schien wirklich in einem Palast aus Tausendundeiner Nacht zu sein. Dicke, orientalische Teppiche erwärmten mit ihren sattleuchtenden Farben Wände und Boden des Raumes. Eine nie gesehene Fülle von unwahrscheinlich hellen Sternen blitzte durch den weißen Rundbogen des Fensters herein und spiegelte sich in den edelsteinbesetzten Waffen wider, die an der Wand hingen.

Vor der leuchtend weißen Scheibe des Riesenmondes, die hinter dem Fenster stand, sah Eppo die Frau. Sah sie, mit einem seidenen orientalischen Gewand bekleidet, regungslos stehen und nur das tanzende Licht in ihren Augen verriet ihm, daß sie lebte.

Ein feines, schwingendes Summen war in seinen Ohren. Er hatte Angst, es mit seiner Stimme zu zerbrechen.

„Wie heißt du?" fragte er endlich und wußte nicht, wie leise er gesprochen hatte.

Aber die Frau am Fenster hatte ihn verstanden.

„Leila", sagte sie mit ihrer dunklen, ein wenig singenden Stimme.

„Leila — Leila — — —"

Eppo spielte mit dem Klang, der soviel schöner war als die Namen, die seine Phantasie für sie zurechtgelegt hatte, wie alles hier viel schöner und märchenhafter war als das Märchen selbst.

„Warum sitzt du nicht mehr neben mir, Leila?"

Erst als sie seine Hände berührte, empfand Eppo mit aller Deutlichkeit, daß er wirklich erlebte, was er nur zu träumen fürchtete.

„Woher weißt du das alles, Leila? fragte er erstaunt, „woher weißt du, daß das hier so sein muß, wie es ist? Daß du kleine rote Pantöffelchen an den Füßen haben mußt. Warum glaube ich, daß ich das alles schon einmal erlebt habe?"

„Das ist mein Geheimnis, kleiner Eppo, aber ich will es dir verraten. Ich kenne dich schon länger als du denkst."

Er sah sie erstaunt an.

„Ich sah gestern morgen, als ich in der Ghezira spazieren ging, einen kleinen Jungen unter den Palmen im Grase liegen und träumen, und ich weiß, was solche blonden Jungen träumen, wenn sie dort liegen, Eppo."

Er zog die Stirn in Falten.

„Du mußt sehr — klug sein, Leila." Es klang fast wie ein Tadel.

„Soll ich dir auch das Geheimnis meiner Klugheit verraten — aber nein, du verdienst es ja nicht."

„Warum?" Eppo zog beleidigt seine Hände zurück.

Da sagte sie sehr leise und sehr langsam: „Alle Frauen sind klug, wenn sie lieben, und ich habe mich in den kleinen Jungen in der Ghezira verliebt, und er verdient es nicht, das zu hören, weil er seit einer Stunde wie ein steinerner Götze neben mir sitzt und mich nicht — — —"

„O, solange ist es noch nicht her", lachte Eppo, und seine Lippen fanden, noch lachend, ihren Mund. Sie hatten es nicht mehr weit. —

II.

„Robby!" — — — — — — —

„Du hör' mal, Robby —"

Keine Antwort.

„Robby, so hör' doch."

„Mmm, was ist denn?"

„Bist du wach?"

„Nein, ich schlafe."

„Hör doch, großer Bruder, nur eine Frage. Dann kannst du schlafen wie ein Murmeltier."

„Na, was denn?"

„Robby, sag' mal, glaubst du an Märchen?"

„Wie spät ist es denn?"

„Ich weiß nicht, Robby. Die Stunden sind mir wie Sekunden verflogen, und die Sekunden waren wie Ewigkeiten."

„Dichtest du schon die ganze Nacht so hinreißend, anstatt zu schlafen?"

„O Robby, sie war ja so schön. Hast du schon einmal Augen gesehen, die dich anziehen wie ein dunkler See, in den du hineinspringen möchtest? Und zwei weiße, weiche Arme schlingen sich um deinen Nacken — —"

„Worum? Um meinen — —"

„Um meinen Nacken, Robby. Ich dachte auch nicht, daß es meiner wäre, daß es so etwas wirklich gibt. Man schließt die Augen und läßt sich gleiten — es duftet nach Ambra und Jasmin — und küssen — küssen — — —"

„Eppo?"

„Was denn?"

„Könntest du mir vielleicht deine Schwanengesänge morgen früh vorlesen?"

„Robby! Es ist ja gar kein Märchen. Es ist ja Wirklichkeit. Sie liebt mich wahnsinnig. Sie verschmachtet, wenn sie mich nicht sieht."

„Von wem redest du eigentlich dauernd, Eppo?"

„Leila heißt sie. Ist das nicht schön?"

„Ja, wunderschön. Gute Nacht!"

„Gute Nacht, Robby. — Noch eins, Robby. Du darfst um Gottes willen nicht darüber sprechen. Ich mußte ihr hoch und heilig schwören, daß ich mit keiner Silbe darüber rede. Eigentlich hätte ich dir gar nichts erzählen dürfen, aber —"

„Aber du hältst es für besser, mich aus dem schönsten Schlaf zu reißen, um deinen heiligen Schwur recht schnell zu brechen."

„Robby, du bist ekelhaft. Du verdienst es gar nicht, etwas so Schönes zu hören."

„Ich wünschte, du würdest die Konsequenz daraus ziehen. Gute Nacht!!"

„Gute Nacht! Schlaf' gut! Träum' süß! Schlaf' meinetwegen morgen den ganzen Tag lang. Von mir wirst du doch nichts mehr erfahren. — — — Ach, Robby, wenn du wüßtest, was dir entgeht! Es war ja so schön! Du, denk' dir, ich war in einem richtigen Palast aus Tausendundeiner Nacht. Alles aus Marmor und Elfenbein. Und Waffen mit echten Edelsteinen. Und tausend schwarze Sklaven — aber sie schliefen alle. Und ich war ganz allein mit ihr, Angst hatte ich nicht. Wenn der Sultan gekommen wäre, hätte ich ihn glatt niedergeboxt, und sie muß das auch gefühlt haben. Sie lag so ruhig in meinen Armen wie ein Kind. Ein wunderschönes Kind. Robby."

Dr. Robby Wyngarthen war allein. — An Schlaf war natürlich nicht mehr zu denken. Der verflixte Junge hatte ihn viel wacher gemacht, als er sich hatte merken lassen.

Das war ja eine nette Bescherung. Herrlich! Ob er an Märchen glaubte! In diesem Falle leider ja. Es würden

zwar nicht gleich ein Sultan und tausend schwarze Sklaven sein, mit denen der gute Eppo den Kampf aufgenommen hätte, aber die Sache roch doch verdammt nach irgend so einer glutäugigen Gattin eines dicken ägyptischen Großkaufmanns, die hinter dem Rücken ihres biederen Gemahls Zerstreuung suchte.

Na, er würde ja morgen erfahren, was es mit dem ambraduftenden Frauenzimmer auf sich hatte.

Er hatte wohl Eppo weh getan. Wozu eigentlich? — Diesen Jungen, der eine so hinreißend bejahende Natur war, daß Robert immer im Scherz von ihm behauptete, für ihn wäre das Leben schon wegen der beglückenden Erfüllung des Riesenkönnens lebenswert, diesen Jungen hatte er eben aus einer Illusion herausgerissen, die für ihn ein Erlebnis war. Ein Erlebnis, das in Tausenden von anderen Lebensläufen nicht enthalten war. Wozu das?

Ja, Sie haben ganz recht, Frau Geheimrat, die Eltern sind dazu da, ihre Kinder zu erziehen, Eppo hat keine Eltern mehr, also muß der vierzehn Jahre ältere Bruder sich um ihn kümmern. Sie haben ganz recht, darunter versteht man: ihn abhalten von allem Schlechten, ihm Enttäuschungen ersparen, an denen er zerbrechen könnte, ihn dazu dressieren, sich zu beherrschen, damit er nicht jeder Begierde nachgibt. Wenn's am besten schmeckt, muß man aufhören, hat schon Ihr Großvater gesagt. Wunderbar! Natürlich, deshalb habe ich ihm auch vorhin seine Illusionen genommen. Er würde später an der Enttäuschung zerbrechen. Um das alles in weiser Voraussicht im Keime zu ersticken, habe ich mich über ihn lustig gemacht und — was Sie wohl nur vergaßen zu erwähnen, Frau Geheimrat — auch deshalb, weil ich mich unangenehm in meinem schönen Schlaf gestört fühlte, und weil es viel sicherer und bequemer ist, einem Zögling von vornherein alles das zu verbieten oder verächtlich zu machen, was uns später dazu zwingen könnte, fortgesetzt aufpassen zu müssen, um es in den nötigen Grenzen zu halten.

(Fortsetzung folgt.)

Abenteuer in Mailand.

Skizze von Jo Hanns Rösler.

„Und das soll ich Ihnen glauben?"

Er beugte sich vor. Seine großen, harten Hände schlossen sich fest. „Ja. Das sollen Sie mir glauben."

Sie lächelte. Ihr schmales, blasses Gesicht blieb ungläubig. „Sie kennen mich seit einer Stunde. Sie stiegen zu mir in das leere Abteil, stellten sich kurz vor und begannen sofort, mir Ihre Liebe zu beteuern. Sie müssen mir schon gestatten, daß mich Ihre allzu schnelle und zielsichere Art eher auf ein kurzes Abenteuer als auf eine große Liebe schließen läßt. Übrigens — wann sind wir in Mailand?"

Er zog seine Uhr. „In ungefähr zehn Minuten."

„Sie fahren weiter?"

„Ja. Nach Nizza."

„Dann muß ich Sie warnen. Ich fahre auch nach Nizza. Ich könnte Sie beim Wort nehmen und von Ihnen einige Wochen verlangen, wo Sie nur Stunden zu geben dachten."

Er sah sie lange an. Unvermittelt sagte er: „Wollen Sie rauchen?"

„Gern."

Er zog seine goldene Dose aus der Tasche und reichte sie hinüber. „Nein — nehmen Sie von der anderen Seite —, sie sind besser."

Sie sah kurz auf. Zögerte. „Danke", sagte sie dann und nahm eine der angebotenen Zigaretten.

Wenige Minuten vergingen in Schweigen. Der Zug verlangsamte seine Fahrt.

Plötzlich sprang sie auf: „Wollen Sie bitte schnell das Fenster öffnen! Mir ist nicht gut. Die Zigarette! Was ist das nur? — die Zigarette . . ." Sie sank ohnmächtig auf ihren Sitz zurück. Unwillkürlich nahm er ihr die Zigarette aus der Hand und warf sie zum Fenster hinaus. —

Vor dem Verwaltungszimmer des Bahnhofes Mailand staute sich eine neugierige Menge. Man war einer halbohnmächtigen Dame gefolgt, die von zwei Schaffnern aus dem Zug hierher getragen wurde. Hinter ihr ging aufgeregt ein äußerst eleganter Herr, der dauernd auf den Zugführer einsprach.

„Sie bestreiten nach wie vor", fuhr der Stationsvorstand fort, „der Dame eine betäubende Zigarette angeboten zu haben?"

„Selbstverständlich."

„Wollen Sie uns Ihr Etui zeigen?"

Er reichte es dem Beamten.

„War es das Etui, gnädige Frau?"

Sie nickte schwach.

„Diese Zigaretten?"

„Nein. Die Zigaretten von der anderen Seite."

Der Herr aus dem Abteil wurde unruhig. „Das ist doch heller Unsinn. Hier ist mein Paß. Lassen Sie die Zigaretten von einem Arzt prüfen. Aber schnell. Mein Name ist Baron Barrolli aus Wien. Sie können sich beim Konsulat in Mailand telephonisch erkundigen. Konsul Drawe ist ein guter Freund meines Vaters."

Ein kurzer Telephonanruf bestätigte die Angaben. Ein im Zuge befindlicher Arzt erklärte die Zigaretten für völlig harmlos.

Der Beamte bedauerte: „Sie müssen sich im Irrtum befinden, gnädige Frau."

Sie lächelte matt: „Sicher. Es tut mir leid."

Der Zugführer drängte zum Aufbruch: „Wollen die Herrschaften die Reise fortsetzen? Der Zug fährt in einer Minute."

Baron Barolli nickte. Dann wandte er sich an die Dame: „Wäre es Ihnen lieber, wenn ich mein Gepäck in ein anderes Abteil bringen lasse?"

Sie erschrak: „Nein." —

Der Zug setzte sich in Bewegung. Sie schritten den Gang entlang, ihrem Abteil zu.

Baron Barolli öffnete die Tür. Erstaunt sah er auf: „Mein Gepäck?"

„Was ist geschehen?"

„Mein Gepäck ist gestohlen. Alle drei Koffer — die Aktentasche. Es waren wertvolle Dokumente darin."

„Politische?"

Er wandte sich schnell um: „Woher wissen Sie das?"

Sie erwiderte ruhig seinen Blick: „Ich glaubte nur."

Ein Verdacht stieg in ihm auf. Er lachte gezwungen. „Ich verstehe. Nicht schlecht gemacht. Die Zigarette."

Sie sagte langsam: „Die Zigarette war ausgezeichnet."

„Ihre Ohnmacht?"

„Gespielt."

„Und das ganze Verhör in Mailand?"

Sie sagte kurz: „Eine Komödie."

„Inzwischen ließen Sie meine Koffer stehlen?"

Sie nickte: „Genau wie Sie sagen."

Er schloß hart die Abteiltür. Zog den Vorhang vor. „Hören Sie, ich brauche die Aktentasche unbedingt. Ihr Verlust vernichtet meine Karriere. Wohin haben Sie die Tasche bringen lassen?"

„In Sicherheit."

„Wo ist die Tasche?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Sie wollen es mir nicht sagen?"

„Nein."

Er ließ ihren Arm los, starrte zum Fenster hinaus. Plötzlich klang ihre Stimme hinter ihm: „Warum haben Sie noch nicht gesagt, daß Sie mich verhaften lassen?"

Baron Barolli gab keine Antwort. Die Frau lachte spöttisch: „Verhaften Sie mich doch!" Und dann: „Wie steht es jetzt mit Ihrer Liebe, Baron? Lieben Sie mich noch immer?" —

Er sah sie an. Lange. Dann sagte er: „Ja."

„Trotzdem?"

„Trotz allem. Ich liebe dich. Ich weiß nicht, wer du bist. Aber ich liebe dich. Ich weiß nicht, was geschehen wird. Aber ich liebe dich, du!"

Ihre Lippen öffneten sich weit, seinen Küssen entgegen. „Jetzt glaube ich an deine Liebe." Ihre Hand strich über sein Haar.

Sein Mund lag auf ihrem Ohr. „Wir werden reisen. Weit in die Welt, wo uns niemand kennt. Ich bin reich genug, meinen Beruf aufzugeben. Wir werden uns ein kleines Haus mieten mit einem großen Garten."

„In Nizza?"

Er löste sich verwundert aus ihren Armen. „In Nizza? Hast du denn vergessen, was du getan hast? Vergißt du denn, daß die Polizei mich und dich in drei Tagen verhaften wird, wenn sie erfährt, daß die Akten verschwunden sind?"

Ein frohes Lachen fiel über ihr Gesicht. „Die Akten sind doch nicht verschwunden. Ich habe nur deine Koffer durch meinen Diener, der im zweiten Waggon des Zuges saß, in Mailand mit dem Wagen nach Nizza vorausgeschickt. Sie sind sicher schon längst in meiner kleinen Villa, und du wirst alles dort vorfinden. Ich habe dir die Südzimmer einrichten lassen. Verzeih mir die kleine Überraschung!"

Er fand sich nicht zurecht: „Aber warum hast du das alles getan?"

Sie legte ihre Hand auf seinen Mund: „Ich mußte mich doch erst überzeugen, was du für ein Mann bist. Ich wußte doch nicht, ob du mich wirklich so liebtest, wie du sagtest. Man kann als junge Frau, die allein in der Welt steht, nicht vorsichtig genug sein. Jetzt aber weiß ich, daß ich mich deiner Liebe anvertrauen kann."

Der Taler im Mondschein.

Kleine Geschichte von Heinz Stegnweit.

Zwei blasse Freunde, denen es nur am Hosenboden glänzend ging, denn ihre Bratenröcke waren aus Hungertuch gewebt, gingen zur nächtlichen Stunde durch die Straßen ihrer Stadt und sprachen von den Dingen des Geistes und der Schönheit, während ein Magenknurren die Verzückung ihrer Worte unterstrich. Und als sie so wandelten, die Hände auf dem Rücken, die schweren Schädel vornübergeneigt, hielt der Kleinere plötzlich den Größeren an, zeigte mit dem dürren Zeigefinger zur Erde und sprach mit sichtbarer Erregung: „Schau, da liegt ein Taler!"

Indessen bückte sich der Größere schon, der Kleinere stieß ihn beiseite, dann knufften sie sich, stellten sich Beine, bis ein spatzenhaftes Geschimpfe im Gange war. Der Kleinere: „Ich habe den Taler zuerst gesehen".

Der Größere: „Ich wollte ihn zuerst aufheben". Schließlich nahm er das Recht des Stärkeren für sich in Anspruch, bohrte dem Schwächeren die Faust ins Gesicht, so daß dieser wimmernd davonlief. Der Sieger knurrte noch einmal hinter dem Besiegten her, kniete dann nieder, das blitzende Geldstück vom Asphalt zu pflücken.

Aber so gierig Daumen und Zeigefinger über den kalten Boden gerafft hatten, so flink schauderte die Hand wieder zurück: Der blitzende Taler war lediglich ein runder Farbenklecks, der vom nächtlichen Mondschein täuschend versilbert wurde.

Der Sieger stemmte sich wieder hoch, seine Beine zitterten in den Gelenken; er lüftete den Hut, daß der Nachtwind seine pochenden Schläfen kühle, damit auch der verwirrte Kopf seine Gedanken wieder ordne. Und der Sieger klagte sich an, während tiefe Scham sein Gesicht erhitzte: „War dieser Klecks es wert, den Freund zu kränken? Wäre das ein echter Taler wert gewesen?"

Er fröstelte im Rücken, wischte sich an den Augen und erkannte, daß Geld und Dreck vor den Schwingungen der Seele doch eigentlich von gleichem Werte sind.

Da setzte er den Hut wieder auf, lief und rannte, um den betrübten Freund wieder zu versöhnen. Und traf ihn, als jener in seiner Mansarde nachdenklich auf dem Bettrand hockte. Der Größere sagte: „Verzeih mir, Freund! Ich habe mich besonnen. Nimm den Taler! Er gehört dir."

Damit sprang eine klingende Silbermünze über den Tisch, ein runder, echter Taler, der das letzte Vermögen des Stärkeren war.

Der Schwächere nickte: „Dank, Bruder! Doch weil ich einsehe, daß ich kaum der Bessere war, wollen wir den Fund zu gleichen Hälften teilen!" —

Am Morgen kauften sie einen Laib Brot, eine Kante Speck und einen Krug voll Bier. Beide wurden demütig vor ihrer Läuterung und sättigten sich.



Bunte Chronik



* **Tiere als Erdbebenwarner.** Daß die Tiere eine gewisse Empfindung drohender Erdbeben besitzen, gilt in allen Erdbebenländern als feststehende Tatsache und anscheinend mit Recht. Schon Plinius beobachtete diese Erscheinung vor dem Ausbruche des Vesuv vom Jahre 79. Alexander von Humbold teilte aus eigener Anschauung die Überzeugung, daß in den erdbebenreichen Gegenden des nördlichen Süd-Amerika Hühner, Schweine, Hunde und Esel häufig vor Erdstößen große Unruhe zeigten, namentlich aber die Kaimanfische verlassen vor Erdbeben plötzlich den Grund der Flüsse unter lautem Gebrüll, obwohl sie sonst nie einen Ton von sich geben. Die Einwohner von Caracas, der Stadt der Erdbeben, halten sich Hunde und Katzen als Erdbebenwarner. In Kuba hat man beobachtet, daß die dort vielfach gehaltene zahme Hausnatter vor Beginn des Erdbebens aus den Häusern ins freie Feld flüchtet. Schon mehrere Wochen vor Ausbruch der Katastrophe bei Martinique waren die Pferde so unruhig, daß sie sich kaum mehr lenken ließen. Die Hunde heulten in einem fort, die Schlangen entrannen ihren Schlupfwinkeln, selbst die Vögel stellten ihren Gesang ein und zogen von den Berghängen fort. Der Grund des Verhaltens der Tiere beruht wahrscheinlich darauf, daß diese infolge ihrer Begabung mit feineren Sinneswerkzeugen schon sehr leise für den Menschen nicht verspürbare Erderschütterungen wahrnehmen, denen starke Stöße später folgen.

•

* **Der Mann ohne Heimat.** Mit einem Abschiedskuß, der ein wenig lange dauerte, begann Peter Russells Elend. Das war in Cork drüben in Irland. Da konnte er sich nicht rasch genug von einem Mädchen trennen, und inzwischen fuhr sein Schiff, auf dem er Matrose war, ohne ihn nach New-york. Nun dachte der arme Peter, er könnte sich auf einen anderen Dampfer einschmuggeln, als blinder Passagier Amerika erreichen und dort sein Schiff wieder finden. Doch in Boston ließen ihn die Polizisten nicht an Land, weil er keine Papiere bei sich hatte. So wurde er mit dem nächsten Dampfer nach England zurückgeschickt. Doch auch hier wollten ihn die Behörden nicht haben. Ihrer Ansicht nach war er überhaupt kein Engländer, und Peter Russell konnte das Gegenteil nicht beweisen. Als Gefangener im Gewahrsam des Kapitäns kam er nach Boston zurück. „Nehmen Sie ihn nur wieder mit!" war der einzige Rat, den die Polizei dem Kapitän erteilen konnte, und so geschah es. Peter Russell hat nun die vierte Reise als Gefangener zwischen England und Amerika hinter sich, und die Aussichten, daß ihn eines der beiden Länder in nächster Zeit endlich anerkennen wird, sind recht gering.

•

* **Die Trauung heilt den Taubstummen.** In Hull (Illinois) hatte sich vor kurzem ein junger Mann, der seit seinem sechsten Jahre taubstumm war, mit einem Mädchen aus der gleichen Stadt verlobt. Bald darauf fand die Trauung statt. Verständlicherweise herrschte in Hull lebhaftes Interesse für das ungleiche Paar, und zur Zeremonie hatten sich außer zahlreichen Gästen noch Hunderte von Neugierigen eingefunden. Die Verlobten knieten nun vor dem Altar, und der Geistliche richtete an den Bräutigam die übliche Frage. Jedermann erwartete von seiten des Taubstummen nur ein zustimmendes Kopfnicken. Doch statt dessen kam aus seinem Munde ein deutliches, wenn auch im höchsten Diskant ausgestoßenes „Ja!" Die durch den wichtigsten Augenblick seines bisherigen Lebens hervorgerufene Erregung hatte dem Taubstummen die Sprache wiedergegeben. Er konnte scheinbar das Wunder nicht fassen, und während alle Anwesenden ihn verblüfft anstarrten, sprang der Bräutigam hoch, brach durch die Menge und schrie seine Freude wie ein wildes Tier in die Welt hinaus. Erst nach zwei Stunden konnte er so weit beruhigt werden, daß er an der Seite der vor Freude weinenden Braut der Zeremonie bis zum Ende beiwohnte.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.